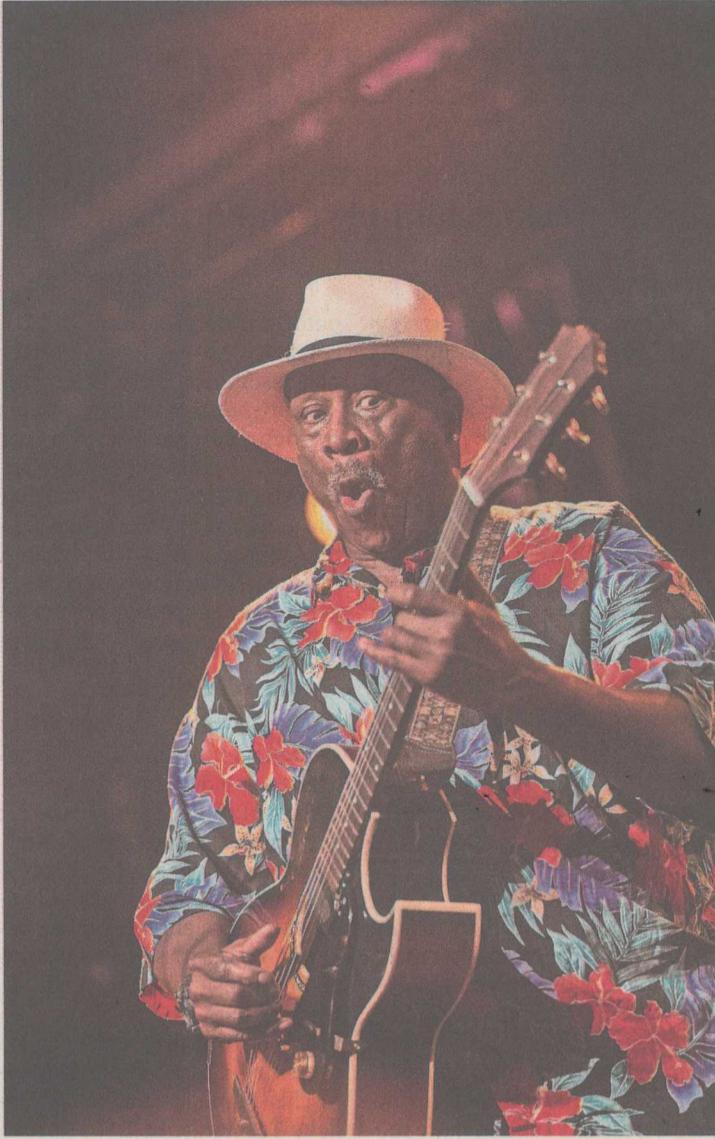


für Ry Cooder das Ambiente am wichtigsten ist...



... darf es für Taj Mahal ruhig auch mal rumpeln. Fotos: zvg/Daniel Balmat

Müssen Performances immer schockieren?

Veranstaltungsreihe Die Mitorganisatorin von «Bang Bang», Sabine Gebhardt Fink, beantwortet drei Fragen zum Thema.

Vor acht Jahren fährt die Künstlerin Milo Moiré im Drämmli nackt durch Basel. Das ist Teil ihrer Kunst-Performance. Aktionen wie diese bleiben besonders gut im Gedächtnis. Doch: Muss Performance immer zum Bürger-schreck werden?

Das haben wir die Professorin für Gegenwartskunst Sabine Gebhardt Fink gefragt, welche an der Sommer-Event-Reihe «Bang Bang» des Basler Tinguely-Museums beteiligt ist. Diese widmet sich an sieben Wochenenden verschiedenen Aspekten der Performance-Kunst und bietet Besucherinnen und Besuchern jeweils am Freitag, am Samstag und am Sonntag ein reiches Programm.

— Denken wir an Guillermo Vargas, der einen Strassen-hund in einem Galerieraum verhungern lässt. Oder Milo Moiré, die während der Art Basel 2014 nackt durch Basels Innenstadt fährt. Muss Performance-Kunst unbedingt schockieren?

Performance nimmt ihren Anfang im Variété, im Zirkus, im Skandalösen – wie der Film übrigens auch. Das Cabaret Voltaire und Dada spielten bereits mit dem Erschrecken der gutbürgerlichen Erwartungen an die Kunst. Auch heute, man denke an die Performances von Pussy Riot in Russland, können Skandale notwendig sein, um eine träge Gesellschaft aus ihrem Schlaf zu wecken und auf dringende Missstände aufmerksam zu machen. Allerdings gibt es auch poetische, stillen Performances, die sich in unser Gedächtnis einbrennen, ganz ohne Spektakel und Geschrei: Ich denke da an Positionen wie Gisela Hochuli oder Clemens Fellmann, die jetzt in «Bang Bang» zu sehen sind.

— Sind Performances immer politisch?

Sagen wir es so: Alle interessanten Performances sind politisch, in dem Sinne, dass sie sich mit drängenden Fragen ihrer Gesellschaft und ihrer Zeit befassen. Das sind eminent wichtige politische Aspekte, die gerade in der Performance-Kunst breit vermit-

Programm-Highlights

— Donnerstag und Freitag: Konferenz «Revolving Documents #1: Narrations of the Beginnings of Performance Art».

— Samstag, 17 bis 21 Uhr Live-Performances: Paul Maheke ist ein Künstler, der in den Bereichen Video, Skulptur und Installation arbeitet. Seine Performances basieren vorwiegend auf Tanz und Bewegung und werden oft begleitet von poetischen Voice-Overs.

Gisela Hochuli: Die Performance «In Touch with Some Ps» ist eine Hommage an Künstlerinnen und Künstler, welche die Anfänge der Performance-Kunst in der Schweiz geprägt haben.

— Sonntag, 13 bis 16 Uhr «Talks»: Gespräch zwischen Annika Hossain und Michael Hiltbrunner. (rap)

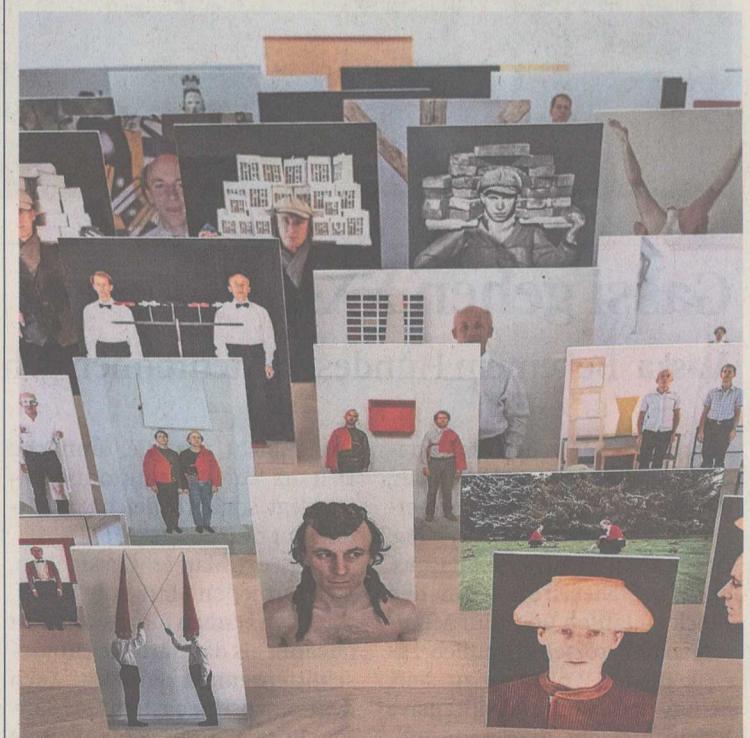
telt werden können. Dabei kann die einzelne Aktion explizit sein oder poetisch und ironisch.

— Als die Performance-Kunst in den 60er-Jahren aufkam, gab es noch keine Handys. Waren die Performances dadurch einmaliger?

Das ist richtig. Der Fotograf Franz Mäder, der in Basel in den 70er-Jahren beinahe alle Performances dokumentiert hat, hat beschrieben, dass er oft der Einzige war, der die Ereignisse in der Kunsthalle, auf der Strasse oder im Theater mittels Fotografien festgehalten hat. Dennoch wurden diese raren Bilder bereits damals in der Performance-Szene geteilt und verbreitet.

Die schnell geteilten Bilder einer Performance heute auf Social Media sind in der Regel «Poor Images», wie Hito Steyerl sie nennt: Bilder, die gemacht werden und sofort wieder verschwinden. Dies wird heute in zahlreichen Performances thematisiert: Von Dorothea Rust bis zu Amalia Ulmann gibt es Beispiele, die zeigen, wie ein übermächtiges Bild-dokument dem eigenen Erleben im Weg stehen kann.

Raphaela Portmann



Der Ausstellungsraum des Performance-Duos Porte Rouge an der Medienvorschau von «Bang Bang» im Museum Tinguely. Foto: Keystone

vei Giganten der Roots-Musik annen zusammen

Ier und Taj Mahal Auf «Get on Board» spielen die Altmeister Blues voller Energie. Im Gespräch verteilt Mahal Komplimente – und Cooder poltert.

sönlich beigebracht», sagt Cooder heute.

Als Teenager hatte Cooder nichts als Blues und Folk im Kopf. Mit dieser täuschend rudimentären Musik grenzte er sich mehr oder weniger unbewusst gegenüber seinem Vater ab. Der Klassikfan konnte den kratzigen Platten von Leadbelly, Woody Guthrie und Big Joe Williams nichts abgewinnen, die der schulisch wenig engagierte Sohn in obskuren Plattenläden im Grossraum Los Angeles zusammensuchte.

Beim Gespräch mit Cooder bietet sich die Frage an, ob «Get on Board» eine Spurensuche sei. Schliesslich waren viele von Cooders bisherigen Alben auch musikalische Entdeckungsreisen. Mit «Talking Timbuktu» (1994) legte Cooder die Wurzeln

des Blues in Westafrika frei und erhob dabei den malischen Gitarristen Ali Farka Touré zum Weltstar.

Auf «Buena Vista Social Club» (1999) tauchte er tief in die Geschichte der kubanischen Musik ein und entzifferte diese für ein globales Publikum. ««Get on Board» ist weder eine Spurensuche noch eine Inspirationssuche», antwortet Cooder mit einer Schroffheit, die schon fast nach einem Gesprächsabbruch klingt.

Dann holt er zu einer längeren Antwort aus. Er und Taj Mahal hätten Mitte der 60er-Jahre bei der erfolglosen Band Rising Sons gespielt, sagt Cooder, erst 2014 seien sie wieder zusammen live aufgetreten. Auf Drängen seines Sohns Joachim Cooder hätten die alten Weggefährten nach Möglichkeiten gesucht, um weiter zusammenarbeiten zu können.

Bis sie die Idee umsetzen konnten, das Repertoire von Sonny Terry und Brownie McGhee aufzufrischen, vergingen mehrere Jahre. «Keiner von uns hatte mehr als ein paar Originalplatten von Sonny und Brownie bei sich zu Hause stehen», erklärt Taj Mahal bei einem separaten Telefongespräch. «Wenn man das Glück hat, Künstler von ihrem Kaliber regelmässig live zu erleben, denkt man gar nicht daran, dass man ihre Musik vielleicht für die Ewigkeit auf Vinyl festhalten müsste.»

«Taj und ich mussten einige von Sonny und Brownies Songs bei Youtube zusammenkratzen», sagt Cooder fast schon verlegen. Sein Bekenntnis zur Websuche kommt überraschend. Schliesslich gilt Cooder als Technikfeind,

Was taugt das Album?

«Get on Board» entstand im Wohnzimmer von Ry Coopers Sohn Joachim. Der glänzende Schlagzeuger und Bassist erweist sich bei den sanft nachgebesserten Heimaufnahmen als treibende Kraft: Joachim Coopers scheppende Rhythmen haben eine Dringlichkeit, die Midtempo-Stücken wie «Packing Up Getting Ready to Go» die Intensität von Dance-Nummern verleiht.

Stellenweise scheinen die drei Meistermusiker aber nicht so recht zu wissen, was sie mit den Blues-Stücken und Folk-Standards von Sonny Terry und Brownie McGhee anfangen sollen. «Pawn Shop Blues» ist schwerfälliges Altherren-Genudel, das gängige Vorurteile über den Blues bestätigt. (nj)

umts zum nsabbruch

eter Cooder war erst ahre alt, als er den blin-monikaspieler Sonny i den gehbehinderten Brownie McGhee zum live erlebte. Bei wei-regnungen rang er sei-bildern so manchen klichen Kunstgriff ab. McGhee hat mir ein er Riffs und Läufe per-